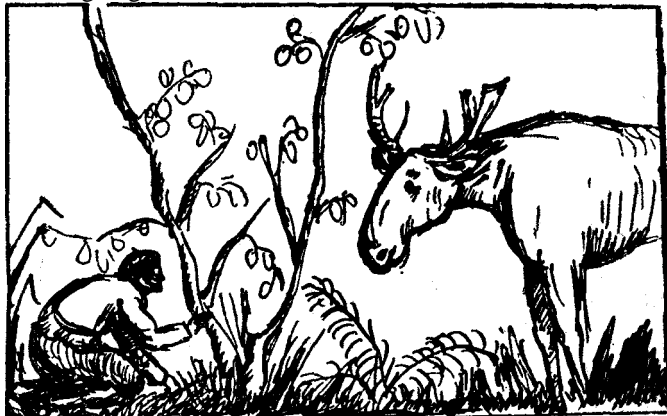


Eine gekürzte Rückschau auf den Ablauf meines Lebens, mit einer Auswahl von Reproduktionen malerischer und grafischer Arbeiten.

Die Kindheitserinnerungen reichen zurück bis etwa in das 4. Lebensjahr. Kindheit und frühe Jugend erlebte ich auf dem elterlichen Hof in Wamicken, an der Samlandküste Ostpreußens. Die dazu gehörenden Tiere wurden ein wesentlicher Teil meines Lebens, eine Prägung, die ich nicht mehr verloren habe. Übersehen möchte ich nicht, daß sich früh eine Vorliebe für naturwissenschaftliche Literatur und für Märchen zeigte. Darauf nahmen meine Eltern Rücksicht. Anstelle der Jungmädchenromane und dergleichen, die mich langweilten, bekam ich Forschungsberichte von Sven Hedin oder Schilderungen von Polarexpeditionen, auch von noch unentdeckten Gebieten z.B. Australiens. Ich komme zurück zu meinen Tieren. Auf dem Pferderücken stehen wie eine Zirkusreiterin im Trab, gleichzeitig aber auch eine reiterliche gute Ausbildung erhaltend, wurde ich im Sattel sicher genug, um auf unserem Tra-kehner „Seepirat“ (ich nannte ihn abgekürzt „Sepp“) durch unsere weiten Wälder zu streifen und Wild zu beobachten — vor allem Elche. Dabei entdeckten mein „Sepp“ und ich einen Elchbullen auf seinem winterlichen Standplatz. Wir besuchten ihn Tage hintereinander, bis „Sepp“ sich an dieses urmächtige Tier gewöhnte. Der Elch selbst schien sich kaum um uns zu kümmern. Es gelang uns schließlich sich ihm so weit zu nähern, bis ich ihn vom Pferd aus hätte anfassen können. Ein andermal wollte ich durchaus den Kampf zweier Elchbullen (im Spätherbst) sehen, die ich schon von weitem röhren hörte. Meinen „Sepp“ band ich am Wegrand fest und kroch dann durch dichtes Gestrüpp dem Tönen der beiden Elche näher. Als ich nur noch einen von beiden hörte, geriet ich beinahe zwischen die hohen und hellen Ständer des Zweiten. Der Schreck war beiderseits groß. Ich flüchtete zu meinem „Sepp“ und raste mit ihm davon. Zu allen anderen Tieren unseres Hofes hatte ich eine engagierte Beziehung mit vielen komischen Erlebnissen. Natürlich begann ich sehr bald meine Tiere und Erlebnisse mit ihnen illustrativ zu zeichnen. Das Königsberger Tageblatt nahm einiges davon für die Kinderseite in Druck, wovon ich hier eine Probe mit eingefügt habe.



„Im Dickicht einem der röhrenden Elche zu nahe gekommen“

Mit besonderer Vorfreude und Spannung erwartete ich unsere zumeist starken Winter. Die vereiste Ostsee wollte ich dann ganz alleine untersuchen. Meine Eltern ahnten nichts von den manchenmal auch gefährlichen Expeditionen. Auf der - noch - geschlossenen Eisdecke wanderte ich so weit hinaus, bis ich die Steilküste wie ein feingemustertes Band im diesigen Gegenlicht der Winter-sonne sah. Später (als Erwachsene), mit geübter Aquarelltechnik, malte ich neue Wintererlebnisse an und auf der heimatlichen Ostsee. Eine Ansammlung davon verkaufte ich leider in Berlin (ca. 1942) in ein Bürohaus mit Stadtplanem und Architekten. Es wurde kurz darauf unter Bomben niedergebrannt und die Aquarelle waren verloren. Meine reiche Kindheit endete durch die Trennung der Eltern und den Verkauf des Hofes. Für meinen zweieinhalb Jahre jüngeren Bruder Horst und mich war dieses Ereignis ein schwerer Verlust. Wir mußten dann den An-



„Meine Mutter mit uns Kindern“, ca. 1921 Portrait von meinem Vater

4

Weisungen des Vaters, der in Ostpreußen ein bekannter Maler war, gehorchen.

Mein Bruder wurde Koch. Als Soldat fiel er an der Ostfront vor Moskau. Ich wurde von Vater nach Berlin geschickt, zur Ausbildung in Modezeichnen, Schneiderei und Kunstgewerbe. Eine Zeitlang vermochte ich damit -oh Wunder - sogar Geld zu verdienen, bis es mir gelang aus all dem zu flüchten. Meinen Ausbildern und mir selbst war es klar, daß ich für das Fach Mode oder gar auch Büroarbeit (wie es Vater zusätzlich verlangte) absolut ungeeignet war. Nach aufregenden Umwegen (auch mit Phasen gefährlicher Selbsttäuschung erschwert) landete ich abermals in Berlin. Diesmal um einige meiner - noch kindlichen - Malereien dem Aufnahmebüro der Berliner Kunstakademie (am Steinplatz) vorzuzeigen mit der Bitte, mich zur Aufnahmeprüfung für Anfänger zuzulassen. Man belächelte meine Malproben und erklärte mir, daß eigentlich nur malerisch Vorgebildete zu den Aufnahmeprüfungen angenommen werden, aber man wollte es trotzdem mit mir versuchen. Nun unterlief diesem Büro der Fehler, mich in die Aufnahmeprüfung der Fortgeschrittenen für die Meisterklassen zu dirigieren anstatt in die Anfängerprüfung. Ich ahnte es nicht, wunderte mich nur über die viel älteren Prüflinge und über die schwierigen Aufgaben, die mir gestellt wurden. Mein dummes Gesicht fiel einem Maler auf, der mir bei einer Phantasieaufgabe -zwischen vielen Prüflingen am langen Tisch - gegenüber saß. Es war Heinrich Loy aus Nürnberg, 9 Jahre älter als ich, wie er es mir noch am selben Abend anvertraute (als wir mit einigen anderen zu „Quick“ zum Essen gingen). Er erzählte mir weiter, daß er gerade erst von einem halbjährigen Malaufenthalt aus Südschweden zurück sei. Natürlich sah er sofort, daß ich in der falschen Prüfung saß. Doch mit besonderer Freude erkannte er an meinem Thema der Phantasieaufgabe, daß ich von der Ostseeküste herkam. Zudem glaubte er an dem wenigen, das dieser Entwurf herzeigte, zu sehen, daß ich Begabung hätte und ernsthaft weiterarbeiten müßte. Den Fehler des Aufnahmebüros sollten wir erst mal geheim halten. Er wollte versuchen mich mit zusätzlichem Arbeiten unter seiner Regie trotzdem durch diese Prüfung zu bringen. Es zeigte sich sehr schnell und ohne jeden Zweifel, daß wir zusammengehörten. Heiner, so nannte ich ihn nun, zeichnete jeden Abend streng mit mir. Meine Fortschritte überraschten mich bald. Nun war die Prüfungszeit in der Akademie beendet. Eine Kommission, aus einigen Professoren zusammengesetzt, tagte. Im langen Flur vor dem Tagungsraum saßen wir alle auf Bänken und erwarteten die Ergebnisse. Plötzlich wurde ich in den Tagungsraum gebeten. Wir wunderten uns. Nach wenigen, belanglosen Fragen, entließ man mich. Kurz darauf kam aus demselben Raum einer der Professoren (Prof. Tank, den Heiner und ich bereits kannten) auf uns beide zu und berichtete lachend:

man wäre beim Durchblick meiner Prüfungsarbeiten mißtrauisch geworden; als hätte ich fremde Arbeiten untergemischt. Da sei er (Prof. Tank) aufgestanden und hätte gesagt für dieses Mädchen läge er seine Hand ins Feuer. Man sollte sie hereinrufen, um sie anzuschauen. Dann hätte er kurz erklärt, daß der Maler Heinrich Loy, dem ich in der Prüfung begegnet sei, hart mit mir gearbeitet hätte, wie man sähe erfolgreich. Zudem würde er meinen Vater, den Maler Ernst Schaumann, kennen, der mit ihm an dieser selben Akademie studiert hatte. Prof. Tank hatte mich in der Akademie, im Vorbeigehen, als Tochter Schaumann spontan erkannt; was mir gar nicht behaglich war, mich nur erschreckte; weil ich jede weitere Ähnlichkeit mit meinem Vater fürchtete. Ich gab Prof. Tank kurze Aukklärung darüber. Für die Anfängerklassen wurde ich nun aufgenommen. Doch Heiner blieb natürlich mein Hauptlehrer. Prof. Tank blieb uns zugetan. Bei ihm hatte ich den Unterricht für Anatomie, einschließlich Modellieren. Zudem war ich in der Grafikklassse für Lithographie und Kupferdruck. Bei Prof. Richter zeichnete ich Pflanzen und Tiere. Am liebsten hielt ich mich für die Tiere im nahe gelegenen Zoo auf. Als Heiner genug für Fresken- und Wandmalerei bei Prof. Wehlte aufgenommen, und sich damit der Anlaß seines Studiums in der Berliner Kunstakademie erfüllt hatte, verließen wir beide im April 1936 diesen Studienplatz. Heiner bekam schnell große Aufträge vom Bauamt Berlin, z.B. lange Freskenwände in der Pergola vom Olympischen Dorf zu gestalten, und dies ohne der nationalsozialistischen Partei anzugehören. Die Widerstände, die natürlich dabei entstanden, meisterte er geschickt und energisch. Ich reiste voraus in meine Heimat, wo wir dann gemeinsam arbeiten wollten. Erst im Frühsommer konnte er mir folgen. In der Hafenstadt Pillau lernte er meine Mutter kennen. Im Spätsommer wechselten wir zur Kurischen Nehrung über, in das Fischerdorf Pillkopen, nahe der litauischen Grenze. Bis Ende Oktober wurde es mit die intensivste Zeit



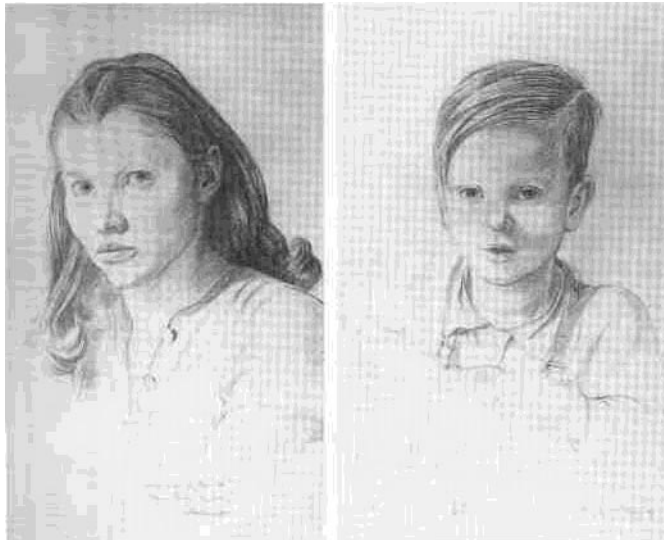
„Ich schaue ihn an. Ein Abend im Pillkopenquartier.“ Heiners Olskizze von mir.

unserer Zweisamkeit - auch für die Malerei. Vome an stand die Vorfreude auf den schon ersehnten kleinen Heiner, das Heinerle. Er hatte sich seit einigen Monaten angemeldet.

Zum November fanden wir uns noch einmal an meiner Samlandküste in Wamicken ein, wo Heiner auch dort großartige Aquarelle malte. Leider verkaufte er einige davon. Wenige, mit nur einer Arbeit von der Kurischen Nehrung, blieben für die Mappen mit seinen Arbeiten, die ich retten konnte. Ich selbst kam mit meinem großen Bauch nicht mehr zum draußen arbeiten. Doch erst Ende November traten wir endlich die Rückreise nach Berlin an, um uns rechtzeitig standesamtlich trauen zu lassen (am 19. Dez. 1936). Eine Atelierwohnung fand sich auch. In einem Hinterhof (im 5. Stock ohne Fahrstuhl) am Kurfürstendamm nahe Bahnhof Haiensee. Alle vier Räume waren dünnwandig aufgesetzt mit einfach verglasten hohen Fenstern. Im Sommer oft unerträglich heiß und im Winter entsprechend kalt und kaum zu heizen. Am 28. Februar 1937 kam nun wirklich ein Heinerle zur Welt (in der Cha-rite Berlin). Wie wir dieses Ereignis erlebten zeigt sich am besten in Heiner-Vaters großen Arbeiten, auch kleinen lustigen Zeichnungen aus der Zeit. (Sie sind mit gerettet). Sobald Heinerle laufen konnte, nahmen wir ihn mit nach Nürnberg, wo er bei Heiner-Vaters Angehörigen, seiner verheirateten Schwester und seinem Vater, herzlich willkommen war. (Heiners Mutter lebte seit seinem 6. Lebensjahr nicht mehr.) Heiner zeigte mir nun auch seine Heimat. Er führte mich an seine liebsten Plätze. Zwischendurch kamen unsere „Nürnberger“ mit Heinerle zu uns oder wir machten Pause in wieder angespannten Mal-Epochen und fuhren nach Nürnberg. Ich hatte, um einige Stationen zu nennen, die Heiner mir nahebrachte, z.B. Dinkelsbühl, das fränkische Juragebiet und den

Hesselberg (heiliger Berg der Franken), das Altmühltal u.s.w., kennengelernt.

Ich darf nicht unbeachtet lassen, daß Heiner es schwer hatte, die Komplexe in mir aufzulösen, die mich gegenüber seinem großen Können zu leicht mutlos für mein eigenes Weiterarbeiten werden ließen. Energisch erklärte er mir, dabei sich selbst als Beispiel anführend, daß es niemals auf brillantes Können alleine ankommt. Das Wesentliche einer Aussage muß reifen dürfen. Durch unsere Begegnung fühlte er sich angestoßen und ermahnt, seiner Virtuosität und Schnelligkeit zu mißtrauen. Er hätte nun entdeckt, daß ich trotz meiner Langsamkeit (auch noch Unbeholfenheit) zu stärkerem Ausdruck komme. Es sei unwichtig, in welchem Zeitraum eine Arbeit entsteht. Die Veränderung in Heiners Arbeiten, dazu seine Akzeptanz meiner Art zu arbeiten, machten mich glücklich. Gelegentlich malten wir gemeinsam an einem Aquarell. (Alle meine Arbeiten aus dieser Zeit habe ich nicht mitgerettet.) Ende 1938 mußten wir mit unserem Heinerle zurück in das ungeliebte Berlin, wo Heiner weiter seine Aufträge bekam, die für unsere Existenz sorgten. Im September 1939 reiste Heiner-Vater noch einmal mit uns an die Kurische Nehrung nach Ostpreußen, wo er in Gilge, am kurischen Haff, auftragsgemäß malen mußte. Heinerle und ich blieben derweil in Pillkopen auf der Nehrung. Heiner-Vater mußte uns voraus nach Berlin zurück - und uns überraschte dann der Kriegsbeginn. Es wurde eine abenteuerliche Rückreise nach Berlin. Dort begannen die Bombardierungen. Heiner wurde 1940 zur Ausbildung als P.K.Mann und Kriegsberichterstatter nach Guben eingezogen. Ostpreußen erschien uns am ungefährlichsten. Ich quartierte mich mit Heinerle bei einer Bauersfamilie in meinem Heimatort Wamicken ein. Heiner-Vaters Urlaubszeiten waren jedesmal zu kurz wenn er uns besuchte. Heinerle

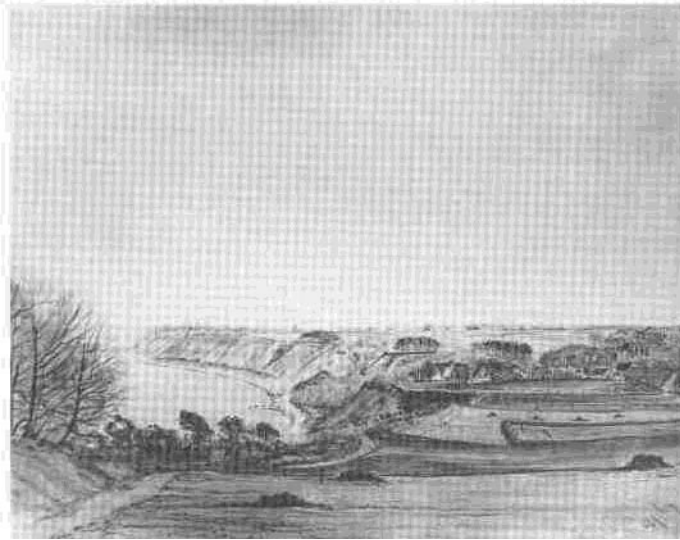


Portraitzeichnungen Heinrich Loy, Kreide, April 1941

erlebte dabei seinen Vati jedesmal bewußter. Das war so wichtig. Als Heiner das letzte Mal bei uns war, bevor er Anfang August 1941 an die Front nach Rußland mit ausrücken mußte, zeichnete er von Heinerle und mir sehr ernste Portraits.

Unseren letzten Abschied kann ich nicht beschreiben. Er kam nicht wieder.

In diesem ungeheuren Schock begab ich mich mit Heinerle zuerst wieder nach Berlin. Kameraden von Heiner-Vater, die den Partisanenüberfall vor Leningrad überlebt hatten, während Heiner von Kugeln tödlich getroffen wurde, kamen nach Berlin und berichteten und brachten mir alles, was Heiner dort hinterlassen hatte. Die Luftangriffe auf Berlin steigerten sich, so daß ich mit Heinerle wieder nach Ostpreußen (an die Samlandküste) auswich, im irren Glauben, daß uns Ostpreußen erhalten bliebe. Alle Aquarelle und Zeichnungen von Heiner schaffte ich dorthin, in eine kleine Wohnung, die ich uns in Kleinkuhren (am Küstenrand) eingerichtet hatte.



„Kleinkuhren 1942“, Aquarell, ca. 40 x 35 cm

Heinerle mußte vordem noch einmal wegen seines Asthmas in die Bergluft (zu Karin v. Bergengrün) in das kleine Walsertal. Derweil begann ich wieder zu malen - trotzdem unsere Trennung uns beide quälte. Ich bekam Heinerle sehr erholt wieder. Er genoß nun unser Leben an der Ostsee mit mir. Ab und zu nahm ihn meine Mutter in Pflege, wenn ich konzentriert bei meiner Arbeit bleiben wollte.

Um nicht in den Kriegsdienst gezwungen zu werden, hatte ich mich zum Studium bei Prof. Partikel in der Kunstakademie von Königsberg angemeldet. Prof. Partikel hatte Verständnis. Er wollte ab und an zu mir an die Küste kommen um mir Korrektur zu geben, damit ich nicht in die Luftangriffe auf Königsberg geraten mußte. Dazu kam er nicht mehr. Heinerle besuchte die Volksschule in Großkuhren, ca. 3 km von uns entfernt. Zum Herbst hin (1944) hörten wir bereits Geschützdonner von Memel her über die Ostsee hinweg. Und Königsberg wurde unter Bomben



„Samlandstrand (Oslpr.) 1943“, Aquarell, 60 x 45 cm

hagel niedergebrannt. Prof. Partikel rief mich an und gab mir den dringenden Rat, mit Heinerle Ostpreußen sofort zu verlassen, mich dem nun letzten Transport vom Roten Kreuz anzuschließen.

Heinerle und ich hatten beide schwere Asthmaanfalle, als wir im Oktober in einem kriegsdemolierten Zug, der nach Sachsen fuhr, mitgenommen wurden. Viel Gepäck durfte verladen werden. Vor allem Heiner-Vaters Aquarelle und Zeichnungen, mit wenigen Arbeiten auch von mir, hatte ich - in zwei große Mappen verpackt - alle mit dabei. Eine liebe Bauersfamilie in Hausdorf (in einem Tal bei Frankenberg-Sachsen) nahm uns auf. Heinerle besuchte auch dort die Schule.

Bald brachen neue, große Veränderungen in unser Da sein ein - sehr unerwartet. Dazu muß ich zurückgreifen auf die Zeit von 1941, als ich im Monat August in Warnicken die Nachricht erhielt, daß Heiner-Vater gefallen sei. Kurz davor leiteten wir eine baltische Familie ken



„Mondnachtzeichnung“

nen, die zu gleicher Zeit in meinem Heimatort Wamicken Ferien machte. Familie v. Kieseritzky, aus Posen kommend, wohin sie Hitler rücksichtslos aus Estland umgesiedelt hatte. Wir waren uns alle besonders sympathisch. Frau von Kieseritzky war eine beachtliche Malerin, auch Keramikerin. Mit ihnen war die junge Frau ihres Bruders Georg Grube mit kleiner Tochter unterwegs, deren Mann als Regierungsbaurat und Dr. Ing. nun in Rußland im Einsatz war. (Von Neumünster in Holstein aus, wo er Stadtbaurat war). Er mußte in besetzten Gebieten Flugplätze und dergleichen anlegen. Für einen Kurzurlaub war er bei seiner Familie (an meiner Küste) am selben Tage, als ich die Todesnachricht von Heiner bekam. Sie alle versuchten mir beizustehen und kümmerten sich um Heinerle, als ich sofort zum Oberkommando der Wehrmacht (für den Osten) nach Königsberg fuhr, um dort die Erlaubnis zu erbitten an Heiners Grab zu kommen. Ich wollte mich selbst davon überzeugen, ob die im Partei-Deutsch verschlüsselten Angaben der Todesnachricht stimmten. Der zuständige General hatte Verständnis, aber er durfte mich absolut nicht in dieses Kampfgebiet hineinlassen. Er vermittelte mich zum Roten Kreuz, wo mich die zuständige Oberin fast hinauswarf als sie hörte, aus welchem Grunde ich Rote Kreuz Schwester werden wollte. In Wamicken sagte mir dann Georg Grube, daß er ganz in der Nähe von Heiners Grab stationiert sei, und daß er mir gleich berichten würde, auch mit Fotos der Grabstelle. So entstand eine Korrespondenz mit ihm. Georg Grube wurde bald wegen seines schweren Herzleidens von der Front entlassen und - nach notwendiger Kurzeit - in Posen zur Verteidigung der Stadt eingesetzt. Dorthin hatte er auch seine Familie aus der bombardierten Stadt Neumünster (wo sein Haus stand) kommen lassen. Wir sahen uns alle dazwischen nur kurz, blieben aber weiter in Korrespondenz. Plötzlich kam G. Grubes Mitteilung, daß seine Frau Wilma schwer an Krebs erkrankt sei und nach Klinikaufenthalt als unheilbar nach Hause gegeben wurde. Dort pflegte sie, in einer kleinen Wohnung, in der sie alle lebten, eine liebe Polin. Georg Grube blieb weitgehendst an seine Dienststelle gebunden. Nach einiger Zeit kam seine erschreckende Nachricht, daß Frau Wilma gestorben sei. In diese junge Familie gehörten noch zwei Jungen aus Georg Grubes erster, geschiedener Ehe. Sie lebten in einem Internat dicht bei Posen. Es waren Dieter mit 15 Jahren und sein Bruder Alexander zwischen 16 und 17 Jahren. Wieder vergingen Wochen, bis mich Georg Grube bat, nach Posen zu kommen, weil er mir dringend etwas sagen, jedoch nicht telefonisch aussprechen wollte und er seinen Dienst nicht verlassen dürfte, um zu mir zu reisen. Ich kam nach Posen - und erschrak als Georg Grube mich nun fragte, ob er mich heiraten dürfte. Seine Frau Wilma hatte ihn in ihrer Todesstunde gebeten, um der Kinder Willen so bald als möglich wieder zu heiraten und er mich darum ansprechen sollte. Sie muß gespürt haben, daß Georg mich verehrte, stärker als ich es ahnte. Von mir setzte sie es einfach voraus, daß ich darauf eingehen würde. Fürchterliche Spannung entstand in mir. Georg war mir sympathisch, aber das wäre doch nicht genug für eine Ehe. Ich überlegte weiter. Beide sind wir sehr krank und Heinerle dazu. Sollten wir nicht wirklich unsere Kräfte zusammenlegen um die Kinder durch den Krieg zu bringen? Schließlich sagte ich - mutig - ja! Doch mit einem noch vagen Gefühl kam ich zurück zu Heinerle und berichtete ihm. Er reagierte überhaupt nicht abweisend auf diese große Veränderung. Er freute sich wohl auf die Kindergesellschaft. Alexander, der Älteste, wurde ihm später ein naher Freund. Anfang Januar 45 rief Georg mich ganz eilig nach Posen, damit ich seine Kinder in mein Quartier holte, nachdem die russische Front dicht vor Posen stand. Unsere Flucht aus Posen heraus wurde gefährlich. Mit fast unglaublichem Glück erreichten wir Hausdorf. Es ist hier kein Platz diesen Fluchtablauf zu schildern. Georg fand sein Regiment (mit wenigen Soldaten, die er in Jeeps aus Posen führen mußte) bei Dresden wieder. Von dort aus kam er im März zur standesamtlichen Trauung zu uns und dann erst wieder Anfang Mai, nachdem das Regiment sich aufgelöst hatte. Vollkommen erschöpft glaubte er wenigstens zwei Tage nötige Kräfte sammeln zu können, bis wir von neuem vor der russischen Front fliehen mußten. Ich packte in wilder Eile für jeden einen Rucksack voll

Lebensmittel und Kleidung -und Heiners Bildermappen stellte ich bereit. Da kam schon am folgenden Morgen unser Bauer Höppner zu uns hineingestürmt und bat Georgs Uniform und seine Waffen sofort in dem nahen Bach zu versenken. Die Russen wären bereits ca. 6 km von Hausdorf entfernt. Georg handelte eiligst, behielt aber versteckt seine Pistole bei sich. Erst in Neumünster (nach ca. einem Monat dramatischem Fluchtweg) sagte er mir, warum ihm die Pistole wichtig gewesen war. Er wußte, daß er bei den Russen mit auf der Verfolgungsliste stand und sie ihn erschießen würden und uns dazu, wenn sie uns eingeholt hätten. Dem zuvor zu kommen, würde er unser aller Leben beendet haben. Georg zog Skikleider von Heiner an, die ich zum Glück im größeren Gepäck mitgerettet hatte. Wir waren nur noch zu fünf für diese Flucht. Georgs Sohn Alexander wurde kurz vorher (im April) eingezogen, als er noch keine 17 Jahre alt war. Er mußte dann als Gefangener im Lager unter freiem Himmel kampieren, wo erwachsene Männer neben ihm vor Kälte und Hunger starben. Schließlich entlassen, schleppte er sich zu unserem verlassenem Quartier und sah dort die kostbaren Bildermappen von Heiner stehen. Er wußte um die Bedeutung dieser Arbeiten. Langsam, mit äußerster Anstrengung, transportierte er sie nach Leipzig, wo er wirklich Georgs Schwesterfamilie (v. Kieseritzky) wiederfand. Lilly v. Kieseritzky nahm die Mappen in ihren Schutz. Die Familie blieb von den Russen verschont, weil Herr v. Kieseritzky als wichtiger Dolmetscher gebraucht wurde. Alexander erholte sich langsam bei ihnen. Es gelang ihm dann illegal über die Grenze zu uns nach Holstein zu kommen. Wir erkannten ihn im ersten Augenblick kaum wieder. So abgemagert war er noch. Später holte ich dann Heiners Mappen über die Grenze, wieder auf gefahrvollen Schleichwegen. Auf unserer Flucht von Hausdorf nach Holstein (Neumünster) führte uns Georg mit erstaunlichem Instinkt. Immer, weit ab von der großen Treckstraße gen Westen, über Felder und durch Wälder. Vor allem militärische Kontrollplätze umgehend, wo man ihn gefangen genommen hätte. Heiners Bildermappen schleppte ich zuerst einige Kilometer mit mir, mußte sie dann machtlos in einem Haus absetzen, die Einwohner bittend, diese Mappen in unser Ausgangsquartier -zurück zu bringen. Das haben diese anständigen Leute wirklich getan, so daß Alexander (wie ich bereits schilderte) sie dort an sich nehmen konnte. Auf der Flucht übernachteten wir meistens in Scheunen oder Schulräumen mit Strohaufschüttungen. Heinerle und ich wurden dabei derart von Asthma gequält, daß wir draußen herumwandern mußten, während Georg und seine Kinder schliefen. Ratten liefen über sie hinweg, vom Proviant in den Rucksäcken angezogen. Die meisten Hofbauern erlaubten uns Asthmakranken nicht in einem Raum ihres Hauses zu übernachten. Eine wunderbare Ausnahme erlebten wir in einer kleinen, thüringischen Stadt, ganz nahe der Grenzlinie zwischen den Engländern und den Russen. Mit endlosen Leinen und ihren weißen Fähnchen war diese Linie markiert. Englische Jeeps fuhren mit Maschinengewehren dort entlang. Kein Flüchtling wurde durchgelassen. Alle Trecks mußten umkehren zurück zu den Russen. Georg aber suchte geschickt nach einer Durchschlupfmöglichkeit für uns. Zuerst schleppten wir uns sehr erschöpft, und alle von Übelkeit überfallen, entlang einer kleinen Straße dieser Stadt. Die Fleischkonserven, die man uns von verlassenen Vorratslagern gegeben hatte, waren wohl verdorben. In diesem Zustand nahm uns ein älteres Ehepaar zu sich in ihre reinliche Wohnung. Wir sollten erst mal gründlich ausschlafen, bevor wir den Fluchtweg fortsetzten. Sie legten uns in ihre (sonnabendlich) frisch bezogenen Betten, während sie selbst sich auf Sofas in ihr Wohnzimmer betteten. Nun brach bei uns allen zugleich ein Brechdurchfall aus. Es war verheerend. Doch unsere Gastgeber blieben unerschrocken und halfen uns bis es überstanden war und wir wieder - in neuem Bettzeug - wirklich ausschlafen durften. Wie dankbar dachten wir an sie zurück, als wir es dann wirklich schafften, von den englischen Wachen ungesehen, auf die Westseite zu gelangen. Georg hatte die günstigste Stelle dazu ausfindig gemacht. Es war sehr aufregend, vor allem für die ängstlichen Kinder. Dicht hinter dieser Grenzlinie standen leere Baracken, die uns erst mal Versteck boten. Dann taten wir so, als gehörten wir zur arbeitenden Bevölkerung auf den Feldern und zogen - jetzt mit Hilfe eines Handwagens (den Georg noch vorher organisieren konnte), wie selbstverständlich dort hingehend, unseren Weg gen Westen weiter. Ich wußte, daß meine Mutter mit der Familie ihrer Schwester in Hamburg-Pinneberg untergebracht war. Sie hatten auf dem Schiff „Robert Ley“ erst Dänemark erreicht und waren von dort aus nach Holstein dirigiert worden. Gefährlich wurde noch einmal das Überqueren der Elbe. Bei Ebbe brachten uns Einheimische (von Georg gut bezahlt) im Boot - durch Schilfgürtel gedeckt - zum anderen Ufer. Die englischen Posten sahen uns nicht. Als wir dann in Pinneberg zum Quartier meiner Mutter wanderten, trafen wir sie bereits auf der Straße. Als sie uns erkannte, fiel sie vor freudigem Schreck in Ohnmacht. Leicht ließ sie sich anheben, so dünn und abgehärmt war sie. Einige Tage durften wir uns bei ihr in ihrer Schwesterfamilie ausruhen.

Nun das Ende unseres langen Weges nach Neumünster. Dort am Stadtrand standen wir schließlich vor Georgs Haus. Wir klopfen an; und der neu eingesetzte Hausherr und Frau mit erwachsener Tochter öffneten zwar, aber derselbe Herr schrie fast, als er Georg erkannte. Er wußte, daß Georg aus seinem Bauamt in Neumünster entlassen sei und somit auch keine Anrechte mehr auf sein Haus hätte. Wir sollten zusehen, wo wir blieben. Georg reagierte ruhig und sagte nur zu uns gewandt: wir machen Streik! So blieben wir vor der zugeknallten Tür - ausreichend lange genug -

stehen. Die Frau des „freundlichen“ Herrn (Mittelschulrektor) hielt diese Situation nicht aus. Sie vermittelte die Diskussion mit ihrem cholерischen Mann und wir durften schließlich in das obere Stockwerk einziehen. Es dauerte lange, bis wir uns in diesen schutt-beladenen Räumen Plätze zum Schlafen einrichten konnten. Das Zubereiten warmer Mahlzeiten erlaubten uns behilfliche Nachbarn. Jeder aus Georgs Bauamt wußte, daß er absolut unschuldig von den Engländern seines Amtes enthoben war. Der neu eingesetzte Baurat half uns dann mit Bezugsscheinen für Restaurierungsmaterial. Vor allem sorgte er dafür, daß die Bombenruine des Schulrektors zuallererst aufgebaut wurde, damit wir von diesen üblen Mitbewohnern befreit wurden. Bis dahin gab es mit diesen Leuten noch viel auszustehen. Vor allem, als ich mich nach Georgs - sehr unerwarteter - Internierung alleine durchsetzen mußte. Georg sollte sich täglich im englischen Lazarett vorstellen. Einmal kam er mit der Nachricht heim, daß man ab folgendem Tag das Lazarett nach Nazileuten durchkämmen wollte. „Sorgt Euch nicht“, sagte Georg, „wenn ich nicht gleich nach Hause komme. Es kann nur ein kurzes Verhör geben, denn ich habe ein absolut reines Gewissen“. Er kam nicht wieder, auch im folgenden Jahr nicht. Seine Anträge zu einem Verhör blieben ignoriert. Englische Offiziere hatten, solange Georg noch bei uns sein durfte, bei ihm russischen Unterricht genommen. (Georg war ja in Petersburg geboren und ist erst zum Studium nach Deutschland gekommen). Seine Sprachschüler konnten ihm nicht in dieser Situation behilflich sein. Im Lager Stukenbrok steigerte sich sein Herzleiden zur äußersten Grenze. Georg starb am 6. November 1946.

Alexander, sein Sohn, und ich fuhren zum Lager Stukenbrok. Dort schickte man uns in einen entlegenen Winkel des Friedhofes. Georgs Sarg stand im noch offenem Grab. In dieser Weise sollten wir uns von ihm verabschieden. Alexander blieb gefaßt. So nahm auch ich mich zusammen. Jetzt hieß es, allem, was noch weiter auf uns zukommen sollte, gewachsen zu bleiben. Meine Mutter war öfter bei uns und half die Kinder zu pflegen mitsamt dem Haushalt. Lebensmittel und Holz für die Ofen mußten herangeschafft werden. Mit Alexander und Dieter wanderte ich, unseren Handwagen, („Posemuckel“ nannten wir ihn), dabei, schon seit Sommer auf die abgeernteten Felder um Kartoffeln und Ähren nachzusammeln. In Kannen durften wir aus einer Meierei Molke mitnehmen, womit ich nahrhafte Suppen kochte. Junge Bäume pflanzten wir in der Waldarbeit, wofür es Holz gab, u.s.w. Kaninchen und Hühner hatten wir angeschafft. Davon gebrauchte ich manches Tier auch als Modell, wenn aus einem Gymnasium Schüler zu mir kamen um zeichnen zu lernen. Sie hatten mich durch eine Ausstellung, die ich inzwischen in Neumünster hatte, entdeckt. Ich nahm z.B. auch unseren schönen und zahmen Hahn zum Modell, indem ich ihn mit einer kleinen Konservendose unter den Schwanz gebunden, auf einen Tisch ins Zimmer setzte.

Wir faßten Fuß in dieser mir sonst nicht sympathischen Stadt. Finanziell wurden wir durch das Sozialamt versorgt. Die Freigabe der Pensionsgelder erfolgte erst nach Georgs Entnazifizierung, die von den Engländern erst nach ca. 1/2 Jahren erfolgte. Hierzu wurden Gutachten angefordert, die wir leicht herbeibrachten. Sie kamen, angefangen von seinem Lehrer für Architektur, Prof. Billing, und Georgs erster Frau (wiederverheiratet: Frau v. Fühner - wir lernten uns mit Freude kennen), dann von den ehemaligen Mitarbeitern aus Georgs Stadtbauamt. Die Engländer hätten die Gutachten nur gleich anfordern sollen, dann würde Georg noch gelebt haben. Frau v. Fühner, selber jetzt verwitwet, war glücklich, als ich ihre beiden Söhne aus ihrer Ehe mit Georg zurückgab. Sie lebte in Karlsruhe.

Jahre später waren wir zum zweitenmal in die Nähe der Stadt Lütjenburg, wo Heinerle seine Volksschulzeit beendet hatte, versetzt. Als Heinerle danach im Plöner Gymnasiumsinternat leben mußte und das Klima dort nicht ertrug, nahm ihn Frau von Fühner zum Klimaversuch in Karlsruhe auf. In jener Zeit war besonders seine Freundschaft mit Alexander sehr wichtig. Zuerst brauchte Heiner wieder eine längere Kur im Gebirge, in Rieziern, Kleines Walstertal, nachdem Kurversuche auf Amrum und Sylt gänzlich mißglückt waren. Die dadurch verlorene Schulzeit holte er gut wieder auf durch den eifrigen und liebevollen Beistand von Frau v. Fühner und ihren beiden Söhnen. Sie (eine Sprachbegabte) unterrichtete ihn in Französisch, Englisch usw. Dieter und Alexander übernahmen Mathematik, Physik und die übrigen Fächer. Heiner bekam das Karlsruher Klima gut. Als er wieder einmal bei uns in den Schulferien war, kam die furchtbare Nachricht aus Karlsruhe, daß sein und unser aller geliebter Alexander auf einem Motorrad tödlich verunglückt war. Als vorsichtiger Fahrer mußte er unschuldig auf ein im Nebel unbeleuchtetes Fahrzeug treffen. Für seine Mutter, Frau v. Fühner, ein undenkbar schwerer Verlust, nachdem sie schon ihren ältesten Sohn Hans und ihren zweiten Mann durch den Krieg hergeben mußte. Heiner machte sein Abitur dann in Preetz (Holstein). Seine Stiefschwester Gertrud, die Tochter aus Georgs zweiter Ehe, wurde schon als ca. 10jährige, nachdem ihre Halbbrüder von Neumünster aus zu ihrer rechtmäßigen Mutter übergesiedelt waren, von einem baltischen Ehepaar aufgenommen, welches selber kinderlos wieder ein fremdes und speziell schwer erziehbares Kind suchten. Zu diesen Menschen kam ich durch Vermittlung von Georgs Schwestern. Ich selbst war der befremdlichen Art von Gertrud nicht mehr gewachsen, vor allem nachdem ich nun ohne den Beistand von Alexander und Dieter bleiben mußte. Gertrud erkannte erstaunlicherweise selbst die Schwierigkeiten und verübelte es mir nicht, daß ich sie fortgab.

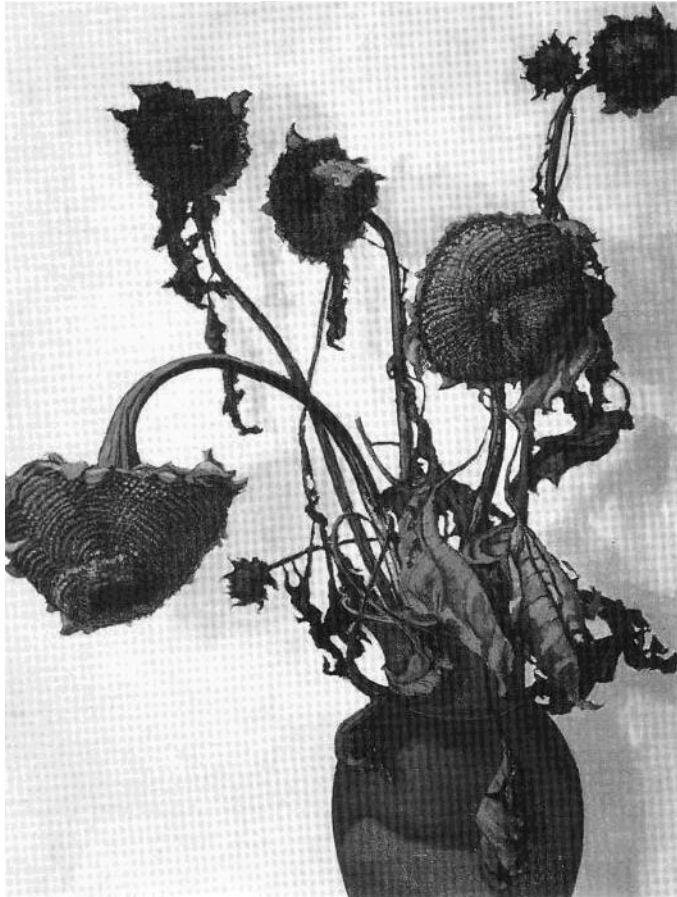
Doch musste sie später neue Widerstände erleben, bis sie zur selbstständigen Bibliothekarin ausgebildet war und dann auch bald heiratete.

Georgs Haus, jetzt ansehnlich restauriert, durften wir nicht lange so genießen. Der englischen Besatzung gefiel es nun zu gut. Es wurde 1948 beschlagnahmt mit dem Befehl sofort ausziehen. Wieder sprang Georgs Nachfolger, der Stadtbaurat Neumünster, helfend ein und wies uns in eine größere Wohnung in Plön ein, die von der Stadt Neumünster für Notfälle reserviert war. Leider zeigte sich oft, daß Heiner und ich das Klima dort überhaupt nicht vertrugen. So zogen wir Asthmakranken weiter in die Ostseenehe auf einen Bauernhof (Niental, nahe Lütjenburg), wo wir uns sehr wohl fühlten bis wir auch von dort fortziehen mußten, nachdem wir mit anderen Flüchtlingen vom Hofbesitzer in ein für sie neugebautes Haus nach Lütjenburg gezwungen wurden. Als die Engländer später Georgs Haus freigaben, wollte niemand von seiner Familie in diese Stadt zurück. Wir waren uns einig, dieses Haus zu verkaufen. Das Geld teilte ich an alle auf. Georgs Kinder hatten dadurch finanzielle Studienhilfe. Noch bevor wir aus Georgs Haus vertrieben wurden, hatte ich auch meine Malerei wieder begonnen. Durch die Hilfe meiner Mutter im Hause in Neumünster war es mir möglich an die ersehnte Ostsee zu kommen. Zum Ende einer guten Arbeitszeit dort begegnete ich dem Maler Werner Rieger. Er brachte mir eine mir noch nicht bekannte Technik für die Aquarellmalerei bei. Wobei ich durch mehrfaches Baden eines Aquarells und dazwischen liegenden leichteren Lasuren besser den atmosphärischen Ausdruck, vor allem bei Landschaften in durchleuchteten Nebeln, gerecht werden konnte. Es vergingen noch fast drei Jahrzehnte bis ich diese Technik so weit beherrschte und sie mir dann im Norden Skandinaviens



Doppelbildnis 1949 von Werner Rieger
Ol

rechtzeitig zur Verfügung stand, vor allem, bei den Versuchen mit der gewagten Malerei der Nordlichte. Zwischen Werner Rieger und mir entspann sich eine bleibende Verbindung. Auch die Meinen waren (und sind) ihm erfreulich zugeneigt. Im August 1949, als wir noch in Niental bei Lütjenburg wohnten, wurde unser Sohn Karl-Wemer geboren. Mein Heiner freute sich besonders über den kleinen Bruder. Vater Werner zeichnete uns viel, und ein Doppelbildnis von ihm und mir malte er kurz vor Karl-Wemers Geburt. Ich füge es hiermit ein.



„Verblühte Sonnenblumen“, 01, 1954, 90 x 66 cm

Auch für mich wurden die Arbeitsjahre mit Werner fruchtbar. Als Mitglieder des Verbandes der bildenden Künstler Schleswig Holsteins stellten wir alljährlich in den Landes schauen mit aus.

Werner hatte zudem Einzelausstellungen. Er erhielt Auszeichnungen von der Stadt Kiel. Weil er zudem ein ausgezeichneter Redner war, mußte er mit eigenen Vorträgen über Kunst sprechen. Später hielt er die Eröffnungsansprachen für zwei meiner Ausstellungen.



„Schneereste“, 1958, Aquarell

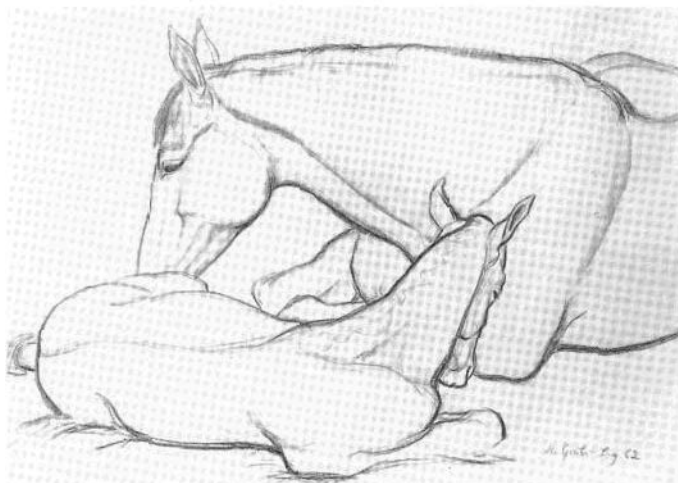
Als unser Karl-Wemer im sechsten Lebensjahr war, 1955, strebte Werner-Vater plötzlich von uns fort, neuen Ufern zu, die ihm für seine künstlerische Weiterentwicklung vorrangig wichtig waren. Er erwartete, daß ich es begreife. Aber wie sollte es unser Sohn mit sechs Jahren verstehen!?! Werner-Vater besuchte ihn in Abständen, was Karl-Werners und mein Leiden nur verschlimmerte. Meine Malerei vermochte ich erst nach qualvoller Pause wieder aufzunehmen. Nach ca. 10 Jahren fand ich zu einer kollegialen Verbindung mit Werner Rieger zurück. Wir diskutieren

bis heute gerne über unsere Arbeiten. Ab ca. 1962 zog ich mit Karl-Werner auf den Trakehner Gestütshof (Katarinental) zu Erdmuthe von Zitzewitz um. Von dort aus besuchte Karl-Werner das Gymnasium in Oldenburg. Nebenher ließ er sich im Gestüt in Zureiten, auch Aufzucht der Pferde, ausbilden. Feldarbeit gehörte dazu. Es wurde ihm für später sehr dienlich, als er nun zusammen mit seiner Frau Evi eigene Pferde aufzieht und beide auch Turniere reiten. Zugleich dient es ihnen zum körperlichen Ausarbeiten, wie sie es zum Ausgleich für zu langes Stillsitzen in ihren Berufen nötig haben. Karl-Werner fand nach seinem Meteorologiestudium keinen Platz in der Forschung, für die ihm sein Studium einzig wichtig war. So wandte er sich seiner zweiten Begabung zu, der er bereits als Schüler gehorchte, der Herstellung von Zinnfiguren. Darin sind seine Leistungen inzwischen außergewöhnlich. Seine Frau Evi läßt sich sehr gerne mit einspannen, soweit es ihre Zeit neben ihrem Beruf als medizinische Laborantin zuläßt. Eine lebhaft, achtjährige Tochter, Merle, bereichert ihr Leben zu dritt. Noch in der Zeit auf dem Gestütshof Katarinental, zeichnete und malte ich sehr engagiert die Pferde in der anregenden Landschaft dort. Und sämtliche Haustiere des Hofes wurden „Opfer“ meiner Skizzenbücher.

Eine Trakehnerstute besaß ich auch selbst, die Karl-Werner und ich ritten, sogar auch ein Fohlen mit ihr aufzogen. Es war für uns beide ein reicher Zeitabschnitt. Ein Parisaufenthalt, kurz nach Karl-Werners Abitur, und zu seiner Belohnung, gehörte auch dazu. Die Museumsbesuche dort waren für uns natürlich vordringlich. Mein Sohn Heiner blieb nach seinem Abitur im Wehrdienst aktiv. Eigentlich wollte er Schullehrer werden. Nun lebte er seine pädagogische Anlage bei den jungen Soldaten engagiert und auch originell aus. Er heiratete sehr bald. Ich bin dadurch von seiner Familie her, zweifache Großmutter und zweifache Urgroßmutter. Mit sehr lebendigen, kleinen Zeichnungen, auch Karikaturen, hat er von seiner Schulzeit an (ohne zeichnerische Vorbildung auch trotzdem überzeugend gekonnt), sein Leben und Erleben mit Familie und all seinen Entdeckungen auch mit anderen Menschen in großer Fülle in seine Tagebücher eingetragen, - humorvoll, auch sarkastisch, wobei die schrift-



Pferde im Märzlicht, 1972



Stute mit Jährlingsfohlen, 1962

liehen Zusätze knapp gehalten sind. Allabendlich nimmt er sich eine kurze Ruhepause, um das ihn betreffende Geschehen des Tages in dieser Weise aufzuzeichnen. In der Weihnachtszeit stellt er alljährlich eine mehr in Komik gehaltene Zinnfigur her, um sie nur ihm nahe stehen



„Kühe auf der Weide“, Aquarell, 1962



„Katarmental, Aprilmorgen“, Aquarell, 1973

den Menschen zu verschenken. Und große Schiffe aller Art erfindet und baut er mit allen nur denkbaren Ausrüstungen. Computergesteuert fahren diese Boote auf kleineren See. Zu übersehen ist es nicht, daß er ein Sammler und Bastler der Märklin-Eisenbahnen ist. All diese Leidenschaften brauchte er zum Ausgleich neben seinem nervenstrapazierenden Dienst in der Bundeswehr. Nach seiner Pensionierung nun sind diese bisherigen „Hobbys“ lebensnotwendig geworden. Ein großer Bodenraum seiner Wohnung baute er sich und seiner Frau Allmuth (und für seine Enkel) zum erweiterten Arbeitsbereich aus. Allmuth ist eine hoch begabte Kunstgewerblerin. Sie konstruiert auch größere Bilder aus verschiedenen Materialien, die sie dekorativ zusammenstellt.

Meine Mutter war seit Juli 1972 nicht mehr bei uns. Nach langen, schweren Demenzzstörungen starb sie. Fassungslos und hilflos durchlebten wir diese Zeit ihrer Krankheit. Ende 1972 hatte ich ganz plötzlich mein Asthma verloren. Heiner quält es leider immer noch von Zeit zu Zeit. Ich wagte es nun, mich in das mir noch unbekannte Klima des Nordens zu begeben. Zuerst mit der befreundeten Malerin Elisabeth Jaspersen aus Plön. Eine starke Persönlichkeit in ihrer Art zu malen, in ganz anderer Ausdrucksweise als ich arbeite. Sie war 17 Jahre älter als ich. Fast zwei Monate lang (Juli-August 1973) malten wir intensivst in Norwegen (Jotenheimen, am Son^efjord). Die Eindrücke in dieser Region überwältigten uns. Ich wurde diesem Übermaß malerisch noch nicht gerecht.

Reich beladen, nicht nur mit unseren Arbeiten, auch mit Wurzeln, Steinen und Pflanzen (die ich fasziniert sammelte) kamen wir (in meinem VW Käfer) nach Deutschland heim. Im Sommer 1975, Ende August, nahmen mich deutsch-schwedische Freunde mit nach Nord-Schweden an den See Tometräsk. Dort fühlte ich mich sofort unvergleichlich stark eingefangen. Ich geriet in einen fast fanatischen Zwang mit meiner Arbeit. Am liebsten wäre ich nicht mehr nach

Deutschland zurückgekehrt. Ich wartete ja hauptsächlich auf den Winter dieses Nordens. Bis Mitte Dezember reichte mein „Arbeitsurlaub“. In der von Werner Rieger erlernten Aquarelltechnik war ich noch immer nicht sicher genug, um den unglaublichen Lichtelebnissen dort malerisch gewachsen zu sein. Es zeigten sich nur erste Ansätze zu dem, was sich Jahre später entwickeln sollte.

Unruhig reiste ich nach Deutschland um im folgenden Herbst für den ganzen Winter (bis Juli) zum Tometräsk nach Björkliden zurückzukehren.

Diese Einsätze verlängerten sich von Jahr zu Jahr. Auf Skiern wanderte ich auf der unter Schnee liegenden Eisfläche dieses ca. 70 km langen Sees, der sich bis zu 15 km Breite zwischen Gebirgsketten ausdehnte. Ich erforschte seine vereisten Oberflächenstrukturen und die gewaltigen Eisformationen an den Felsufern und den Kanten seiner kleinen, auch größeren Inseln.



„Tometräsk“, Dezember 1976, Aquarell



„Jotenheimen, nahe Sonjefjord“, Aquarell



„Tometräsk mit Uferfelsen“, Aquarell

Ich zeichnete soviel es mir möglich war, und was sich für Bildkompositionen eignete. In meinem Quartier entwickelte ich nach diesen Skizzen Aquarelle. Sobald die Sonne wiederkam und ab April/Mai/Juni bereits wärmte, war auch das Aquarellieren draußen möglich. Oft waren die Beleuchtungsüberraschungen in allen Himmelsrichtungen zugleich interessant; dann half die Kamera, um mir ja nichts für meine Erinnerung entgehen zu lassen. Auch wenn die Temperaturen unter ca. 30° minus lagen oder Schneestürme mich draußen außer Gefecht setzten, mußte die Kamera einspringen. Aber nur selten unterstützten mich Fotos beim Malen im Haus. Für Eiskristalle z.B. auch an den Fenstern, in Form unendlich phantasievoller Eisblumen, waren Diaaufnahmen einzig und großartig geeignet. Ebenso für die herrlichen Ornamente in vielfältigen Farben der Flechten an Steinen und Felswänden. Sammlungen der Aufnahmen von alledem habe ich, wovon ich viel und gerne herzeige, auch öffentlich. Dazu wurde ich bereits in Kiruna einige Male aufgefordert. In den Mitternachtssonnenzeiten war ich in den hellen Nächten hauptsächlich auf Skiwanderungen. Ich brauchte wenig Schlaf, konnte auch draußen im Daunensack und auf einem Rentierfell kurze Schlafpausen einlegen.

Zu dem, was mich im Norden am gewaltigsten in den Bann zog, zu den Nordlichtern, dem Lichtphänomen in den langen Dunkelzeiten, ab Herbst bis Ende April, über den Winter, komme ich jetzt endlich. Diesem Erleben ganz alleine ausgesetzt zu sein, war fast nicht zu ertragen. Zitternd vor Erregung bewegte ich mich unter dem Lichtgeschehen, das oft aus allen Himmelsrichtungen zugleich und aus dem Zenit auf mich zukam. Oft meinte ich es könnten mich Lichtsäulen anrühren oder ich würde von bewegten Lichtwellen gestreift. Es entstand ein Respekt und Ergriffenheit vor diesen Lichtgewalten; und ich glaubte davon niemals etwas in die Malerei hineinnehmen zu können. So ist es wohl allen Malern in der Region ergangen. Doch hatte sicherlich kaum jemand von ihnen so viel Zeit, Jahr für Jahr, ohne Unterbrechungen, sich in dieses Lichtgeschehen einzuleben. Es vergingen viele Winter, bis etwa 1983, bis ich, ruhiger geworden, es wagte für Kompositionen geeignete Lichtbewegungen in schwarzweiß zu zeichnen. Bis dahin habe ich nur wachsam beobachtet und auch Wissenschaftler (vom nahen Forschungsinstitut für Raumphysik in Kiruna) um die Gesetzmäßigkeiten der Polarlichter ausgefragt. Nun kam die spezielle und von mir weiter perfektionierte Aquarelltechnik zum Tragen. Es erforderte Disziplin nach draußen entdeckter Lichtkomposition die neugierigen Augen vor der Weiterentwicklung des Bewegungsablaufes zu verschließen und nur schnell in mein Quartier zu laufen, um die Komposition in erster Skizze festzuhalten, später auch auf großes Aquarellformat zu übertragen und mit Herzklopfen die Farben einzusetzen. Mit den Bade- und Lasurprozessen vergingen meistens Wochen bis eine Arbeit abgeschlossen war (für mich selbst immer noch viel zu unvollkommen). Das erste, in etwa, gelungene großformatige Aquarell stellte ich mit aus, als ich viele Lapplandarbeiten in einer Galerie in Kiruna zeigen mußte im Frühjahr 1984. Ich staunte über den Zulauf auch mit ernsthaft interessiertem Publikum darunter. Ein mir bekannter Forscher aus dem Institut für Raumphysik bat hartnäckig ausdauernd um dieses, mein erstes Nordlichtaquarell. Ich vermochte es nicht herzugeben, was ihn beinahe wütend machte. Überhaupt konnte ich mich nur selten dazu überwinden, stärkere Erlebnisse, die ich mir auf dem Papier eingefangen hatte, zu veräußern (wenn ich zusätzlich zu meiner Pension Geld brauchte). Verschenken mancher Arbeiten fiel mir leichter.

1987 wurde ich vom Institut für Raumphysik zu einer Ausstellungsbeteiligung speziell für Nordlichtdarstellungen eingeladen. Zum Glück hatte ich gerade mehrere Arbeiten dafür bereit. Ich bekam einen Raum für mich alleine. In den anschließenden Zimmern hingen Arbeiten eines jüngeren schwedischen Malers, der die Nordlichter vorsichtig in seine stilisierten Landschaften eingebaut hatte.

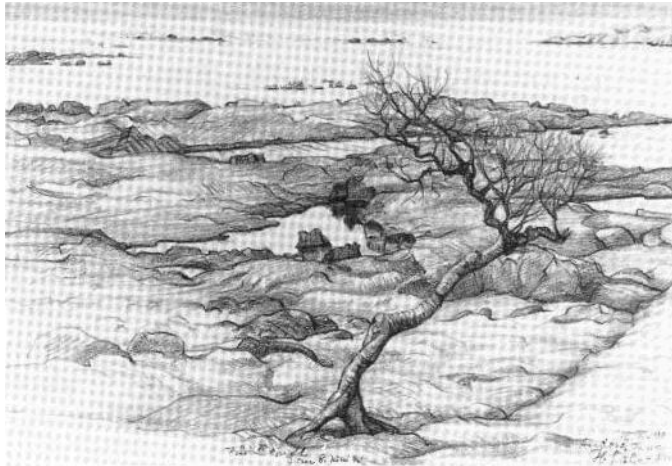


„Birken im September am Träsk“, 1979, Aquarell

Und zwei hilflose Laienarbeiten waren mitgehängt, zudem Reproduktionen guter Darstellungen eines Malers Harald Moltke. Sie gehörten dem Institut. Aus dem Fotolabor des Instituts kamen große Dias hinzu, die von hinten elektrisch durchleuchtet eine Extrawand einnahmen. Erstaunliche Aufnahmen, die jedoch niemals die diffuse Helligkeit in den Berg- und Seenlandschaften unter den Nordlichtern mit zum Ausdruck brachten. Diese Notwendigkeit läßt sich fototechnisch nicht erreichen. Die Eröffnungsrede zu dieser Schau hielt der Leiter des Instituts, Prof. Hultqvist. Danach sprach er in reinem Deutsch mit mir. Ich wagte es, ihn zu fragen, was er vor meinen Arbeiten empfände. Zuerst entschuldigte er sich, daß er noch zu wenig von Malerei verstünde, ich möchte ihm etwas darüber sagen. Ich ermutigte ihn, mir gerade als Laie seinen Eindruck vor meinen Darstellungen zu äußern. Dann gestand er, daß er das Gefühl hätte, ich suchte in meinen Arbeiten den kosmischen Kontakt. Ich staunte überrascht und antwortete,



„Nordatlantikkbucht“, Kreidezeichnung, 1990



„Nordatlantikufer, Andoya“, 1990

daß er mir mit Worten erst in diesem Augenblick bewußt machte, daß es wahrscheinlich wirklich so wäre. Bei meinem intensiven Eindringen in dieses Lichtgeschehen entsteht wohl automatisch der unbewußte Wunsch mithineingenommen zu werden. Ich bedankte mich für seine, mir wertvolle Aussage. Ich hätte nun kein Verlangen, daneben **z.B.** Zeitungskritiken zu lesen. Wir gaben uns noch viele Fragen und Antworten, jeder von seinem Gebiet her.

Ab ca. 1985 ergab sich ein unerwarteter starker Kontakt mit einem schwedischen, besonders erfahrenen Lapplandwanderer, der nicht nur interessiert begriff, warum ich im Norden malen mußte, sondern mir auch menschlich nahe stand. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich an besonders anregenden Plätzen des weiteren Nordens arbeiten konnte, die ich alleine niemals erreicht hätte. Er opferte mir viel seiner Freizeiten. Im schwedischen Lappland begleitete uns sein Jagdhund „Cliff“, ein gut trainierter Schlittenhund. Er zog mit freudigem Eifer den Pulka (Schlitten) mit Zeltausrüstung und Proviant. Auch ich selbst durfte mich mitanhängen, wenn mir geraten wurde, Kräfte zu sparen. Ab 1989 fuhr mich mein schwedischer Freund Berndt per Auto für monatelange Aufenthalte an die Küsten des nördlichsten Norwegens. Alles, was dort entstand, hätte ich alleine nicht geschafft.

Ab 1992 sollte ich auch Berndts eigentliche Heimat, das südlichere, schwedische Lappland, näher der Ostsee bei Ümeå, kennenlernen. Hier ging ich nun auf einen ganz anderen Landschaftscharakter des Nordens ein, ich arbeitete dort bis 1995. Doch in der Zeit mußte ich einsehen, daß der Höhepunkt der malerischen Entwicklung wohl hinter mir lag. Der Antrieb für ein Weiter erlosch. Dazu kommen jetzt hinderliche Alterserscheinungen und Sehfehler (operativ gemildert). Es entsteht die Furcht vor schlechteren Malergebnissen. Nur zu zeichnen wage ich ein wenig. Dankbar erfahre ich nun, wie notwendig es war, meine Arbeiten zusammenzuhalten (was mir durch das finanzielle Fixum der Pension weitgehendst möglich wurde), um auch für mich selbst das Erlebte in den nördlichen Regionen stärker zu erinnern, solange ich zu leben habe.

Die vielfältigen Erlebnisse mit menschlichen Bereicherungen und den damit verbundenen Verlusten haben wohl zur notwendigen Reifung in der Malerei mit beigetragen.

Hildegard Grube-Loy 9. April 1999 Windmühlencamp, Blekendorf

Abschließend (am 19. Juli 1999) sage ich meinen Dank an alle diejenigen, die an der technischen Arbeit für diesen Katalog mitgewirkt haben.

Vor allem an Herrn Carius (Carius Druck Kiel). Er brachte bewundernswerte Geduld mit mir und meinen Aquarellen auf, um bei wiederholten Druckversuchen der oft nur zu differenzierten, atmosphärischen Farbigkeit winterlicher Lichtereignisse in den Arbeiten aus Nord-Scandinavien so nahe als möglich zu kommen. Dank auch den Menschen, die mich - überhaupt erst - zwingend dazu bewegten einen Katalog dieser Art in Angriff zu nehmen.

Hildegard Grube-Loy